

## Jeder war einer Mutter Sohn

Eine Episode aus dem deutschen Bürgerkrieg 1919 von Walter Hornung

Im Gefangenenslager Buchheim bei München sitzen russische Kriegsgefangene in ihrer Parade und singen. Die Unermeßlichkeit ihrer Heimat klingt in ihren Liedern, spiegelt in ihren Augen.

Sergej hat Holz herbeigeschafft, es irgendwo heimlich genommen, denn seit Wochen kummert sich niemand mehr um sie. Petrov schürt und stockert im Feuer, das sein Gesicht rotglühend macht. Pawel sitzt an einem der roh geschreineren Tische und beendet einen Brief an Litalona. Er ist der einzige, der schreiben kann; er ist Dorflehrer gewesen. Fast immer hat er mit Schreiben zu tun, denn er erledigt für seine Kameraden die gesamte Korrespondenz.

„Was hast du Litalona geschrieben? Laß hören!“

Pawel schwingt sein kleines weißes Papierfähnchen, lächelt.

„Na, mach uns doch nicht so neugierig!“ ruft ein blonder Güne, der an einem zierlichen Pfauenstügel schnippt.

Pawel liest:

„Liebe Litalona! Dies ist mein letzter Brief an dich. Ich habe gehört, daß wir bald in die Heimat zurückdürfen, denn hier regieren jetzt die Freunde des russischen Volkes. Wir freuen uns alle unendlich, ich natürlich besonders. Was soll ich dir auch noch mehr schreiben, wo wir uns doch bald alles mündlich erzählen können. Ich umarme dich! Dein Pawel.“

Die Worte haben die Kameraden elektrifiziert. Eine freundige Erregung bemächtigt sich ihrer. Der bedächtige Bauernsohn Petrov kommt langsam aus seiner Osnacke und stellt sich breit vor Pawel.

„Ist das gewiß wahr, was du da schreibst?“

„Der Posten hat es gesagt und ich habe auch den Bürgermeister gefragt. Der sagte: nun dürft ihr bald in die Heimat zurück.“

Petrov schüttelt den massiven Kopf. Sein breiter Brustkasten senkt sich unter einem tiefen Seufzer. Pawel packt ihn am Arm, dreht ihn mit sich herum. Sie drängen vor. Alle fangen zu tanzen an und Megejew spielt ihnen auf der Mundharmonika auf. Der Boden zittert unter dem Poltern. Sie stampfen mit den derben Militärstiefeln und häpfen fast bis an die Dede. Es ist kein Tanz mehr, sondern ein Jubel gefüllter Höpferlichkeit, abgefallener Erdenbürger. Ein Furioso von Tanz, wie er nur den Russen eigen ist. Und sie überhören das Ruten großer Lastautos, die dranhin vorfahren. Die Tür öffnet sich, sie nehmen kaum davon Notiz. Zwei Männer in grauen Mänteln, das Gewehr geschultert, rote Binden am Arm, stehen im Raum. Die Russen bleiben erschrocken stehen, drängen sich zusammen. Aber als die Männer lachen, fangen sie an mitzulachen; zuerst zögernd, lachen sie schließlich ausgelassen. Plötzlich schweigen sie. Pawel, der einzige, der in den vier Jahren Gefangenschaft fließend deutsch sprechen gelernt hat, geht auf die beiden Notarmisten zu, legt die Hand salutierend an die

Kellermütze. Sie strecken ihm lachend die Hand hin und sagen in militärischer Kürze: „Servus Genosse!“

Pawel schlägt vergnügt ein. Die Männer, denen er die Hand reicht, haben weitergebräunte, kantige Gesichter, denen die Härten der vielen Kriegsjahre eingelebt sind. Doch sind ihre Augen gut und humorig auf Pawel gerichtet. Pawel kennt diesen Schlag Männer; er hat in den Jahren der Gefangenschaft oft mit ihnen zu tun gehabt. Sie sind von guter Gemütsart, können aber schnell heftig werden.

Die Kameraden rücken Pawel zutraulicher nach. Die Notarmisten überbliden die kleine Schar, dann hebt der eine zu sprechen an:

„Genossen! Unser Kampf gegen die Unterdrücker ist auch der Kampf der Russen. Wir alle sind Soldaten der Weltrevolution, die siegreich im Vormarsch ist. In Deutschland, Italien, Ungarn, Polen, überall! Eure Regierung in Rußland wünscht, daß ihr an unserer Seite kämpft. Ihr werdet mit uns siegen! Seid ihr einverstanden?“

Die Sätze waren wie Raketen durch den Raum geschossen. Der Mann, der sie gesprochen, scheint von seinen eigenen Worten begeistert, er hebt sein Gewehr und schwingt es über sich in der Luft.

Pawel ist mit einem Male nachdenklich, sieht seine Kameraden an, die verlegen und voll böser Ahnungen dastehen. Er wirft einen Blick auf den Tisch zu seiner Rechten; dort liegt noch sein Brief an Litalona. Dann sagt er mit etwas belegter Stimme in seiner Mutterprache: „Kameraden, habt ihr verstanden?“

Sie blicken ihn an und schweigen.

„Wir sollen mit unseren deutschen Brüdern gegen die Feinde Rußlands kämpfen.“ Nach einer Pause der Stille fährt er fort: „Wir sind auch hier Soldaten unseres neuen Vaterlandes, des befreiten Rußland!“ Dann steigert er sich: „Unser Platz ist überall dort, wo die rote Fahne der Revolution weht. Wir dürfen nicht untätig hier bleiben, wenn unsere Brüder bluten.“

In die graue Masse kommt langsam Bewegung.

„Wir sind bereit!“ sagt ein einzelner.

„Jawohl!“ gibt der Chor kräftig zurück. Die zwei deutschen Notarmisten rufen erfreut: „Waboi!“ und schütteln Pawel und den Nächststehenden die Hände.

Dreißig Russen treten in Reih und Glied an in ihren zerstückelten grauen Uniformen, die Kellermützen schief auf dem Kopfe, die Augen geradeaus. Pawel befiehlt: „Augen links! Man merkt, daß ihm das Befehlen fremd geworden ist. Dann: Links! Schwenkt marsch! Die Leute marschieren mit ihren schnell zusammengerafften Sachen hinaus. Pawel nimmt hastig den Brief an Litalona vom Tisch und steckt ihn in die Brusttasche.

Zwei Lastautos rattern über die Landstraße der Stadt zu. Die Bauern in den Dörfern blicken neugierig den eiligen Fahrzeugen nach.

„Wacum liegen wir nun schon eine volle Woche auf dem Stroß und kein Mensch fragt nach uns?“

Petrov ist es, der so fragt. Der Güne Petrov. Er hat sich mit dem Rücken gegen die helle Wand gelehnt und betrachtet die großen, gezahnten Steinbrüche gegenüber. Der größere zeigt eine mittelalterliche Stadt mit einem Fluß im Vordergrund; in einem Kaufherrnschiff steht ein Mann, der die Stadt betrachtet. So wie Petrov die große Stadt besaunte, durch die sie transportiert wurden, die Stadt, der er vier Jahre so nahe war, ohne sie zu betreten.

Das andere Bild zeigt Jesus, wie er mit seinen Jüngern durch ein Kornfeld geht. In das hohe reife Korn ist viel roter Mohr eingesprenkelt. Petrov blinzelt; die Blüten kommen ihm wie Blutflecke vor und Jesus, denkt er, sieht aus wie ein Russe.

Pawel gibt keine Antwort und Petrov erwartet auch keine. Er weiß, daß jeder die gleiche Frage denkt. Man hat ihnen rote Armbinden und Gewehre eingehändigt, dazu Patronentaschen ohne Munition, hat sie dann in dieses große, zur Zeit wegen der Ferien unbenützte Schulhaus gebracht und gesagt, sie sollen hier weitere Befehle abwarten. Inzwischen sind sie wohl vergessen worden.

Pawel trägt schon lange diese Vermutung mit sich herum. Hat ihm doch der Hausmeister des Schulhauses erzählt, daß alle Notarmisten um die Stadt herum im schweren Kampfe stehen.

In den Ecken des großen Raumes lehnen die Gewehre. Jeden Morgen nimmt Pawel einen Gewehrappell ab; dann stellen sie die Waffen wieder hin. Auf dem Schulhof machen sie Dauerläufe, um die Gelenke nicht rosten zu lassen. Verproviantiert werden sie von einer Kaserne aus. Merkwürdig, daß auch dort niemand daran denkt, sie ins Feuer zu schicken!

Sergej, Nicolajewitsch und Leo spielen Karten. Einige andere sind mit dem Fliden ihrer Sachen beschäftigt. Die meisten liegen ausgestreckt auf ihrem Stroß und schlafen aus Langeweile. Pawel geht im Zimmer auf und ab, stellt sich ans offene Fenster. Fernes Grolen; sie horchen auf.

„Habt ihr gehört?“

Ein neuer, heftiger Schlag, dem Ohr des Soldaten wohl vertraut. Die Liegenden fahren in die Höhe. Pawel liest die Frage in den Augen der anderen, aber sein Gesicht ist auch nur Frage. Er geht wieder auf und ab, bleibt vor dem Fenster stehen.

„Was sollen wir tun?“

Er hat deutsch gesprochen und so die Worte eigentlich nur an sich gerichtet. Seine dünnen blonden Schnurrbartbüschel bebten leicht vom Zigarettenrauch, den er mit vorgegebener Unterlippe nach oben bläst. Auf der kurzgerauchten Zigarette zündet er eine neue an. Rauchend steht er am Fenster, sieht über die große Grünfläche hinaus, die da mitten in der Stadt liegt. Gegenüber sind vornehme Herrschaftshäuser, die wie ausgestorben dastehen. Die Rolläden sind

heruntergelassen; offenbar sind die Bewohner vor den Schreden des Bürgerkrieges geflohen. Pawel erscheint die große unbekannte Stadt plötzlich unheimlich. Wenige Menschen nur sieht man auf der Straße da unten vorbeigehen.

Er dreht in den Saal zurück. Die Kameraden folgen aufmerksam seinen Bewegungen. Pawel überlegt. Es war immer richtig gewesen, wenn er für sie alle dachte. Das war in Naturen so gewesen, als er sie vor einem sinnlosen sicheren Tode bewahrt hatte. Das war auch in der Gefangenschaft so, wenn er für sie mit den Deutschen verhandelte. Pawel hatte es immer recht gemacht.

Gregor unterbricht die Stille:

„Wenn wir unseren Freunden helfen sollen, müssen wir in der Richtung der Schieberziele marschieren!“

Pawel lächelt, Sergei lacht aus vollem Halse. Sagt dann: „Du bist ein ausgewachsenes Schaf. Wie sollen wir wijnen, wo Freund und Feind stehen?“

„Außerdem haben wir keine einzige Patronen!“ fügt Pawel hinzu.

(Schluß folgt.)

## Nanking gestern und heute

Es ist noch nicht sehr lange her, da zogen gewaltige Kamelkarawanen durch Nanking, ein in idyllischer Provinzinsamkeit träumendes chinesisches Städtchen. Auch Räuber aus den nahen Gebirgen waren nicht seltene Gäste. Die sehr schlechten Verkehrswege brachten es mit sich, daß ein Räubergeneral mit seinen Getreuen bis Nanking Hauptbahnhof fuhr, wo sich die als Händler verkleidete Mannsjahnt unter das Volk mischte — aber plötzlich, am hellen Tage, wurde mitten in der Stadt die provisorische Bank oder die Poststelle ausgeraubt, und ehe die armen Provinzler recht zur Besinnung kamen, waren die Räuber längst auf und davon.

Mit verschränkten in die weiten Ärmel gesteckten Armen standen dann Herr Tschu und Herr Li an der Ecke der Hauptstraße, auf der Matten hin und her spazierten, und besprachen den Fall, so oft sich die beiden trafen.

Als derartige Lieberfälle in Nanking noch möglich waren, gab es die heute noch in der tiefsten Provinz üblichen kleinen Häuser mit dem Papierdach. Die schmalen und engen Straßen strackten voll Unrat, in dem hungrige Kinder und Hunde sich um einen Mochon balgten. Nur an hohen Feiertagen, wenn der Stadtyuan sich dem Volke zeigte, wurden die Häuser und Straßen gepulvt, und das Volk feierte auf dem Marktplatz die Hinrichtung irgendeines Verbrechers. Mit stoischer Ruhe sah man diesem Ereignis entgegen, ja der ganze Ort war meistens auf den Weinen, denn solch eine Hinrichtung wurde meistens durch ein Volksfest beendet.

Doch — das ist schon lange her, und Nanking, dieses so lange von der Welt vergessene Zentrum der einstigen Ming-Dynastie, wurde plötzlich der Mittelpunkt, das Gehirn des heutigen China. Kaum zehn Jahre sind vergangen, und Nanking ist eine der modernsten Großstädte Chinas geworden. Breite große Straßen wurden angelegt, moderne, mit allem Komfort versehene Häuser gebaut. Elektrizitätswerke speisen nicht nur Nanking, sondern auch die umliegenden Orte mit Kraft. Das alte Nanking ist fast vom Erdboden verschwunden und das Heulen der Flugplastronen und das Donnern der Flugmotoren weckt die Nanking-Bevöl-

kerung aus ihrem Schlaf. Denn Nanking besitzt nicht nur große und moderne Kaserne, sondern auch den modernsten Flughafen Chinas. Nähernt man sich der Stadt bei Nacht, so sieht man schon in der Ferne die großen und gewaltigen Lichtreklamen der Banken, Geschäftshäuser, Hotels, Kinos und Bars. Hier ist in kurzer Zeit ein zweites, aber fast noch moderneres Schanghai entstanden. Die Rifshah, ist fast aus dem Straßenbild verschwunden, an ihrer Stelle fahren moderne Taxis, und ein abendlicher Bummel über die Chung-Shan Road, die Hauptstraße Nankings, mit ihren grünen Parkanlagen und elegant eingerichteten Cafés, in denen nicht selten erstklassige europäische Kapellen spielen, ist gleichwertig mit einem Bummel über die ersten Boulevards Europas. Nanking hat ein anderes Gesicht bekommen, und der Fremdenzuftrom aus Schanghai ist gewaltig. Der Schanghai-Nanking-Expresß legt die 500 Kilo-

meter lange Strecke in fast vier Stunden zurück. Große, herrlich angelegte Parks ziehen sich aus der Stadt bis an die nahen Tigerberge, auf denen das Mausoleum Sun-Yat-Sens steht. Hübsch angelegte Teehäuser laden den Fremden zum Verweilen ein.

Hier ist das Nervenzentrum Chinas, und die gewaltigen Bankpaläste, in denen der Fremde liebenswürdig und lautlos bedient wird, erinnern an die 5. Avenue New Yorks. Schanghai, das New York des Fernen Ostens und Nanking, die emporwachsende Metropole des heutigen modernen Chinas, zeigen klar und deutlich den Aufschwung, den China in den letzten Jahren genommen hat. Aus dem Sitz der ehemaligen Ming-Dynastie wurde eine Provinzstadt — und aus der Provinzstadt wurde wieder das Herz des Neuen Chinas — und vielleicht das Gehirn des kommenden Großasiatischen Reiches. Edgar v. Hartmann.

Oskar Baum:

## Die letzte Urlaubsnacht

Wenn die Tür der Tagesfron hinter uns zufällt und die Zeit der Freiheit, der uneingeschränkten Tage, der langertäumten Reise in die Ferne sich vor uns ausbreitet, scheint sie uns in der Seligkeit des ersten Aufstehens unendlich. Sehr bald aber meldet sich der erfahrene Zweifel und die Sicherheit schlägt in ein brennendes Ausnißfieber um: Nur jede Sekunde bis zum Außerjensein auspressen! Tief im Unbewußten locht eine Wahndee: „Wie wieder zurück müssen!“ und — schon ist das ganze Paradies zueinde geträumt. Was hilft über die Bitterkeit des Endes hinweg?

Wann immer man unter tags abreißt: Die letzte Nacht ist der entscheidende Termin für das Abgeschiedensein. Und die Bilanz des Vergnügens hat auch nicht selten eine Verschleierung nötig, um nicht allzu sehr zu enttäuschen.

Von Ostia, dem gefühlswidrigen Erwecker der russischen Nationalmusik, der wegen seines Lungenleidens viel auf Reisen und meist in reizvollen Orten des Südens lebte, erzählt ein Zeitgenosse eine seltsame Schicksale. Er hatte eine fast krankhafte Scheu, ja Angst vor dem Abschied, vor den letzten Stunden in einer Gegend, vor der „vielleicht ewigen“ Trennung. Eine literarisch anempfundene Melancholie jener Zeit der Byron-Mode? Kaum. Dazu war er viel zu impulsiv. Er ließ von seinem Diener die Koffer oft schon einige Tage vor der Abreise packen, verließ dann immer wieder die Abfahrt, so daß er sich durch die Unbestimmtheit über das Gefühl der letzten Augenblicke hinwegwuschte, die nie das Siegel der Endgültigkeit belamen. Oder er fuhr ohne jede Vorbereitung plötzlich ab, einer augenblicklichen Laune folgend, und ließ den Diener zurück, der packen und nachkommen mußte.

So empfindsam und souverän wie dieser aristokratische Künstler, dessen ausgebreiteten Güter eine profane Geldfrage gar nicht aufkommen ließen, können Urlaubsreisende normalen Durchschnitts selbst bei ähnlichen Gemütsveranlagung nur in den seltensten Fällen vorgehen. Wenn aus der anstrengenden Langweile des Arbeitsjahres drei, vier Wochen oder auch knapp vierzehn Tage ausgeschnitten werden, von denen noch je ein Tag auf Hin- und Rückreise entfallen, bekommt die Stimmung der Abschiedsstunde ein völlig anderes Gesicht. „Am letzten Schluß steht viel Kraft“, denkt mancher leicht, wie es die Mütter verpieltten Kindern sagen, die ein Anstandsstropfen in der Kaffee-

schale übrig lassen. Die bekannte Lebensregel von soignierter Strepis, „im besten Appetit aufhören“, klingt den meisten begreiflicherweise wie Fohn. Und doch lassen sich die beiden Beweisen auch im bescheidensten Rahmen bis zu gewissem Grade vereinigen.

Ein nachmalig hochangesehener Prominenter der Bankwelt hatte in seiner Jugend als kleiner Beamter am letzten Abend seines kurzen Aufenthalts an der „Blauen Krüte“ das Spielfeld aufgesucht, dem er, eine vorzügliche, auf Abenteuer keineswegs erpichte Natur, immer auswichen war. Da er seine Rechnung in der Pension beglichen und die Rückfahrkarte in der Tasche hatte, am frühen Morgen sein Zug ging, war er sicher, daß nicht viel passieren konnte, auch wenn sich sein hierin unerprobter Charakter schwächer erweisen sollte, als die berühmtesten Verlockungen der Spielwelt. Ruhig durfte er den nicht sehr üppigen Rest des in den Urlaub mitgenommenen Betrages im wörtlichen Sinn aufs Spiel setzen. Er spielte zunächst mit kleinstem Einsatz, zögernd, um das Vergnügen einige Zeit hinzuziehen zu können. Und er gewann, gewann auch als er immer waghalsiger wurde. Und am Morgen, als er abfuhr, hatte er dreimal so viel in der Tasche als bei der Abreise von daheim. Wohl anzunehmen, daß er den Gewinn, wenn noch einige Zeit dazu gewesen wäre, vor dem wandelnden Magnetismus des Roulette-Tisches nicht bewahrt, sondern wahrscheinlich in der nur zu bekannten Weise teuer bezahlt hätte. Dieser Lieberlegung und der straflosen Hochspannung jener letzten Stunden eingedenk, verbrachte der Mann von da ab die Abschiedsnacht jedes Urlaubs auf diese Weise, ob er ihn nun im Norden, Westen oder Süden Europas, am Meeresstrand oder auf Alpenhöhen verlebte. Und die Vorfreude auf das gefährlose Spannungsfieber des Abschieds verjüngte die — eben deswegen — während jener Jugendurlaube oft zum Geiz ausartende Sparsamkeit. Er gewann natürlich nicht immer, verlor einmal sogar den ganzen aufgesparten Betrag. Aber auch dieses Abschlusserlebnis soll eine nicht geringe reizvolle Sensation gewesen sein, die sich dadurch nur noch steigerte, daß er auf der fast 24stündigen Fahrt hungern und den Zigarettenvorrat raffiniert einteilen mußte, um auszukommen. Ich weiß nicht, ob es der vergoldenden Nacht der Erinnerung ausgeschrieben ist, wenn der Mann versichert, daß es eine mindestens ebenso fröhliche, wenn nicht übermütigere Heimreise gewesen sei als jene nach dem uner-

# Ein Mann zieht Bilanz

warteten großen Gewinn. Endet mit solcher Erfahrung die glückliche Zeit der Freiheit und Erholung, dann erscheint einem der graue Alltag als Rettung vor derartigen Höllezeiten der Versuchung geradezu tröstlich. Das glanzlose Einerlei wird zur Geborgenheit. Gewinnt man aber, so hilft die Erfolgs-Freude und die Verwendungsmöglichkeit im Praktisch-Nützlichen zu zögiger Färbung, so als ob die Zeit des Vergnügens nun auch noch im nüchternen Berufs-betrieb förderlich fortwirke.

Sentimentale Naturen suchen die Abschiedsnacht gewiß durch den Rückblick auf Höhepunkte des Erlebten zu durchsonnen, zu verschönern, aber das ist eine zweifelhafte Methode. Wirklicher schon ist es, mit Träumen oder festen Plänen für den nächsten Urlaub zur Gesundung seiner Stimmung beizutragen. Gustav Mahler hat in der sommerlichen Erholungszeit zwischen der aufreibenden Arbeit der Jahre im Singspielerbetrieb seine Meisterwerke geschaffen. Da mochte wohl die letzte Nacht eine geistige Bilanz ergeben haben, die das ganze kommende Jahr überglänzte. Wer aber vermag dies — in seinem Bereich — nachzuahmen? Im Schöpferisch-Werben von der Lohnarbeit des Notwendigen auszurufen?

## Zur Mottenplage

Seit einiger Zeit wird die Mottenfrage erörtert, aber es fehlte die Angabe einer der Grundursachen. Die Sache ist ja nicht belanglos. Was die verschiedenen Mottengattungen Schaden anrichten, das beträgt eine sehr große Summe, schätzt man sie auch nur nach den persönlichen und den Erfahrungen Bekannter ab. — Zu Leibe gegangen muß den Motten durch-dacht werden, und dazu gehört einen genaue Kenntnis ihrer intimsten Lebensgewohnheiten, so weit uns das überhaupt möglich ist. Es ist richtig, sagt die Wissenschaft von den Motten, daß es nicht viel Zweck hat, die umherfliegenden tot zu machen, denn das sind nur die Männchen. Die eigentlich schädliche Motte, das Weibchen, lebt still verdeckt im häuslichen Kreise der Wolle, Seide, notfalls auch Wollgewebe und Baumwolle, sucht die besten Gedeihstellen für den Nachwuchs aus und stirbt dann nach dieser Pflicht an die Gattung, gleich dem Männchen, das nach der Hochzeit sich bald zu Tode flattert. Der Bestand der Art ist gesichert, entspricht wahrhaftig einem geheimnisvollen Zweck, — und so sterben sie, wie Hiob, alt und lebensfakt. Man könnte aber, so gegenwärtig jedes Lebewesens Vernichtung sein mag, verhindern, daß innerhalb der menschlichen Siedlungen die Art der Gewerbevernichter und Pelzzerstörer erhalten bleibt, wenn man die Fortpflanzung erschwert. Das Liebes- und Hochzeitspiel der Motten erfolgt im Blätter- und Blütenparadies der Kastanie, der wilden wie der bereckelten. Wo viele Kastanien sind, entstehen viele Motten. Nun soll aber durchaus daraus nicht gefolgert werden, diesen wundervollen Baum nicht anzupflanzen, um billige oder kostbare Gewebe zu schützen. Ein Baum dürfte als Schönheit wie grüne Bronchie der Stadt wichtiger sein, als wollene Socken oder auch — Jodelpelze. Es wird und kann sich nur darum handeln, ein Mittel zu finden, das, zum Beispiel dem Wasser beigemischt und über den Baum zur Liebeszeit der Motten gestäubt diesen Zivilisationsfeinden zum Sterben auf der Höhe ihres Lebens verhilft, ohne den Bäumen zu schaden. Man bekämpft ja auch andere Schädlinge im großen, zum Beispiel die der Waldbäume. Ein Wille würde auch hier einen Weg finden.

M. R. — B.

Als er die Schulbank drückte, war der große Krieg, er war noch gläubig und sang „Gott erhalte...“ Die Lehrer hofften alle auf den Sieg und pflückten Brombeeren-Tee im deutschen Walde.

Nach vielen Siegen war der Krieg dann aus, und es war anders, als so mancher dachte. Sein Vater kam — wie mancher Andre — nicht nach Haus, so kam's, daß er als Kind schon selten lachte.

Es kam die Lehrzeit, später die Fabrik. Er baute Zukunftschlösser und war viel allein, — er hatte mit den Menschen wenig Glück. Dann brach die Krise übers Land herein.

Und mit ihr kamen viele magere Tage; er schlug sich durch, so schlecht es eben ging, bieweil sich mancher Mann in gleicher Lage verzweiflungsvoll an einen Gaten hing.

Wohin er ging, er fand verschlossene Türen, und hätte doch so gerne was getan; er wünschte allem Schönen nachzuküßern und fing nach jedem Schlag von vorne an.

Dann wollte er vom Versetzen leben, — man sieht, er hatte sehr viel Phantasie und auch noch Mut, — das Traurige war eben, er lebte zwar, doch fraget nur nicht, wie!

Trotz allem klagte er nicht laut sein Weh, doch grub sich tief in seinem Innern ein... Ihr fragt „Wie hieß der Mann?“ — nehmt an, er hieß m. g. doch kann es grad so gut auch anders sein.

Er wurde dreifig, er war noch nicht alt, in dieser Zeit steht man so mitten drin. An diesem Tage macht er plötzlich Halt und dachte nach, und drückte den Gewinn.

Ihm blühte nichts, was diese Welt verschönt, nicht Reifen, Bächer, Frauen, noch Musik. Den Kindheitsträumen war er längst entzöhnt und selbst der Mut entfiel ihm Stück für Stück.

Was er auch schrieb, nie fiel es ins Gewicht. Und vor ihm lagen tausend leere Tage und jeder war ein Schlag ins Angeficht und jeder war dieselbe stumme Klage.

Auf einmal wußte er, was ihm geschah, die ganze Zeit war er im Kreis marschirt, es war, als wärd' ein Stück, das er gesehen vom Neuen immer wieder aufgeführt!

Zwar gönnte man ihm manchmal schöne Worte, doch der lebt nicht, der davon leben kann, und jede Hoffungsblüte bald verborrie. Er blieb im Dunkel... Und die Zeit verrann...

Martin Grill.

## Tiere kehren heim

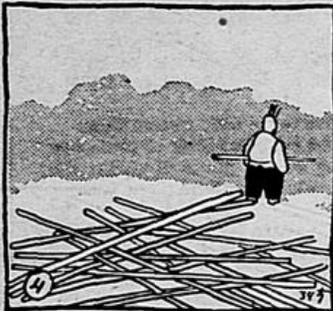
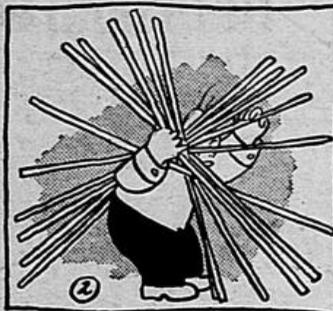
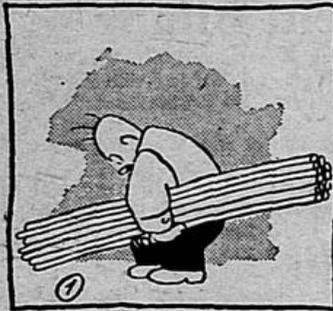
Wir sind gewohnt, den Verstand der Tiere Instinkt zu nennen und diesem Wort eine geringfügige Bedeutung zuzulegen. Unter Instinkt verstehen wir eine nicht nur dem Grad, sondern auch dem Wesen nach der unseren inferiore geistige Begabung. Diese Einschätzung ist keineswegs so berechtigt, wie wir meistens annehmen. Der Instinkt der Tiere wirkt in anderer Weise als unser Verstand; aber er hat in einem vieles vor ihm voraus: die — uns geradezu unbegreiflich vorkommende — Sicherheit, mit der er das Tier leitet. Das Tier ist im allgemeinen durch seinen Instinkt in allem, was seine Lebensbedürfnisse und sein Lebensgebiet betrifft, viel direkter und viel sicherer bedient als wir durch den Verstand, der uns meistens erst auf dem Umweg über Berechnungen und komplizierte Ueberlegungen anrät, wie wir uns verhalten sollen. Und uns dabei oft genug falsch berät.

Wenn man sich fragt, wie die V i e n e, die stundenlang kreuz und quer durch die Wiesen und Wälder streift, den Heimweg findet — der ihr doch nicht durch Wegweiser markiert ist; wenn man z a u b e n die Kilometer weit im verschlossenen Kästen oder Korb mitträgt, etwa auf einen Berg sie freiläßt und dann sieht, mit welcher Sicherheit sie nach wenigen Sekunden der Umschau in gerader Linie in Richtung auf den heimatischen Stall niederstohen, wird einem bewußt, wie überlegen der Instinkt der Tiere unter Umständen unserem menschlichen Verstand sein kann. Man kann den Verstand etwa einem Kompaß vergleichen: wir vermögen uns nach ihm zu orientieren, weil wir ihn zu lesen verstehen und seine Gesehe kennen. Der Instinkt dagegen ist eine eingeborene Sicherheit, fozugsagen ein Magnet; er leitet die Tiere d i r e k t, ohne den Appell an irgendwelche Fähigkeit des Ueberlegens.

Der französische Forscher Fabre bemalte den Unterleib von zwölf Wespen mit weißer Farbe, steckte jedes Tierchen in einen kleinen Papierzylinder und trug alle zwölf Zylinder drei Kilometer vom Nest weg. Als die Wespen freigelassen wurden, flogen sie in verschiedenen Richtungen davon; fünf Stunden später waren vier von ihnen ins Nest zurückgekehrt; die anderen acht folgten bald darauf.

Ein kanadischer Bauer verkaufte ein Ferkel und brachte es, der Landstraße folgend, die um einen See herumführte, zum Käufer. Der Weg war über zehn Kilometer lang. Am nächsten Morgen fand er das Ferkel wieder bei der Mutterjah im Stall. Es konnte unmöglich den Weg zu Fuß gemacht haben, sondern mußte geradenwegs durch den See geschwommen sein, dessen Breite anderthalb Kilometer betrug. (So sagt wenigstens das „Journal of Agriculture“. Ich würde es nicht für möglich halten, daß ein junges Schwein im Verlauf einer Nacht zehn bis elf Kilometer zurücklegt.)

Zwei Arbeiter in Colorado fingen zwei Schildkröten, hobten Löcher in den Rand ihrer Panzer und setzten sie in ein umpfähltes Gehege. Nach längerer Zeit lehrten sie nach Hause zurück über eine Entfernung von 250 Kilometer, wobei sie zwei Gebirgszüge, zu übersichreien hatten. Sie nahmen die beiden Schildkröten in einem zugebundenen Sack mit. Zu Hause wurden die Tiere wieder in einer Umzäunung gehalten. Einem Tages war die eine Schildkröte verschwunden. Als die beiden Männer einige Wochen später zu ihrem Arbeitsplatz zurückkehrten, trafen sie auf einer Paßhöhe im zweiten Gebirgszug den Flüchtling wieder; er war auf dem Weg nach der alten Heimat. Sie erkannten das Tier bestimmt an den Löchern, die sie in seinen Panzer ge-



### Adamson gibt die Sache auf

böhrt hatten und an einigen Straßern, die ihr Messer verursacht hatte.

Im „Oberland Monthly“ erzählte F. S. Sidney von einer Kröte, die er fünfzehn Kilometer von seiner Heimat transportiert hatte — nachdem er ihr ein Kengseifen ans Hinterbein gebunden hatte. Es nahm das Tier in einer Schachtel mit sich, durch Boston, also eine moderne Großstadt, hindurch und setzte es im Freien aus. Das Tier blingelte nach den Bogenlampen, dann nahm es stracks Richtung auf Walefield (Massachusetts), woher es kam. Der Eigentümer folgte ihm ein Stück weit und sah es schließlich mit einer Ede biegen und über eine Brücke hüpfen. Er hatte es um 22 Uhr 30 ausgesetzt, sah es zuletzt um 23 Uhr. Um 18 Uhr 15 am nächsten Tag traf es im heimlichen Garten ein.

Die wunderbare Geschichte ist aber die des Hundes Bobbie, der 4500 Kilometer durch die Vereinigten Staaten wanderte, um schließlich glücklich sein Heim wiederzufinden.

Bobbie war zwei Jahre alt, als sein Herr ihn im Auto von Oregon, am pazifischen Ozean, nach Indiana, im Nordosten der USA, mitnahm. Er wurde durch einheimische Hunde aus der Stadt verjagt, und als sein Herr heimkehrte, war er nicht zu finden. Sechs Monate später, im Februar, landete er glücklich daheim in Oregon. Er hatte mitten im Winter die Rocky Mountains überschritten, war durch zahlreiche Flüsse geschwommen, einmal nachts von einer Brücke aus in den Missouri gesprungen, um der Gefangennahme zu entgehen. Manchmal, wenn seine Füße zu zerrissen waren oder er erschöpft war, war er irgendwo umhergeschlupft; man hatte ihn genährt und eines Morgens gefunden, daß er verwundet war. Einmal hatte ihn ein Hundestänger geschnappt und in seinem Karren ostwärts mitgenommen; als die Tür geöffnet wurde, sprang er heraus, durchbrach einen Ring von Menschen und rannte stracks in westlicher Richtung davon. Damals legte er in Zeit von sechs Tagen an einem

Stück 750 Kilometer zurück. Die sorgfältig gesammelten Belege und Zeugnisaussagen zeigen, daß Bobbie auf dem ganzen Heimweg nie die Straße berührte, auf der er mit nach dem Osten genommen worden war, ja ihr nicht einmal nahekam. Er folgte trotzdem seinem Instinkt und fand zielsicher den Weg nach Hause — allerdings, nachdem er sich zunächst dreieinhalb Monate in Kreisen bewegt hatte, wobei er im ganzen 1500 Kilometer zurücklegte und trotzdem nur 200 Kilometer nach Westen kam. Nachdem er solange suchend in der Irre gegangen war, hatte er den richtigen Kurs gefunden, dem er von da ab mit absoluter Sicherheit folgte. R. W.

## Das Kalbsragout

... „Was ist denn los, Frieda?“

Er wirft seine Jacke auf den Stuhl und schnuppert in der Luft.

„Was gibts denn heute?“

„Raten — —!“

Es ist unmöglich, etwas herauszufinden.

„Also sag's schon. Das riecht verdammt gut. War vielleicht der Gelbbriefträger da?“ Sagt er scherzend. Sie lacht.

„Keine Spur. Im Gegenteil, sechzig Heller hab' ich mehr ausgegeben, als ich wollte.“

Franz macht ein ratloses Gesicht.

„Erkläre mir doch endlich!“

Frieda gibt ihm einen Kuß.

„Kommt! Setz Dich. — Ich trag dertweil auf.“

Als Franz die dampfenden Schüsseln sieht, verküßt sich sein Blick.

„Ungarisches Kalbsragout.“ Sagt Frieda stolz und dann erklärt sie:

„Ich habe mir heute eine „Frauenwelt“ gekauft, das ist das Geheimnis des guten Duftes.“

Franz läßt ein beglücktes Knurren hören. „In der „Frauenwelt“ nämlich, stehen immer die besten Kochrezepte. Nicht so unausführ-

bar wie die in den meisten Kochbüchern, sondern unferem Geldbeutel angepaßt, und dem, was gerade immer auf den Markt kommt.“

„Und ab heute kaufe ich mir jeden Donnerstag die „Frauenwelt“.“

„Die sechzig Heller, die sie kostet, stehen nämlich dafür.“

## Schach ins Volk

SCHACHAUFGABE Nr. 355

Von Dr. Edeňk Mach

Schwarz: Kf5, Dh4, Tg3, Lc3, z6, Ba5, c4, e7, z3, g4. (10)



Weiß: Ka2, Dc6, Tc5, Ld2, Sd8, h5, Be5. (7)  
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tagen nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 352: Dd8 — g8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnelber Emil, Tettsche; Schöfel Anton, Schöbritz; Tepper Franz, Karlsbad; Bretschneider Otto, Drakowa; Havel Franz, Modlan; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Jarschel Rudolf, Komotau; Nitsch Rosa, Trupsohitz; Berker Josef, Kleinauzged; Geißler Josef, Serbitz; Hyna Josef, Hostomitz; Walter Ludwig, König Anton, Steinwitz Hans, sämtliche Kwitkau; Schöoka Josef, Komotau; Hahl Erwin, Lohmüller Hans, Schindler Robert, Freund Anton, Chalmak Teo, Tyle Vladimir, Holfeld Otto, sämtliche Nesteritz; Ulbert Rudolf, Prosetitz.

Schachfektion Bad Teplitz-Schönan

Wir geben bekannt, daß unser diesjähriges Vereinsturnier am 15. September beginnt. Anmeldungen werden bis 8. September entgegengenommen, an welchem Tage auch die Auslosung stattfindet. Wir bitten alle Schachgenossen und -Freunde, am 8. September bestimmt zu erscheinen, da nachher wegen technischen Schwierigkeiten keine Anmeldung zum Turnier mehr berücksichtigt werden kann. Schachfreunde, welche noch nicht unserem Verbands angehören, laden wir ebenfalls mit ein, die Spielabende, die jeden Mittwoch um 8 Uhr im „Café Bauer“, Masarykstraße, stattfinden, zu besuchen und als neue Mitglieder an unserem Vereinsturnier mit teilzunehmen.

Partie Nr. 134

Sizilianisch

Gespielt in Stockholm. Damenweltmeisterschaft.

Weiß:		Schwarz:	
Flörow — Bulhak		Vera Menčík	
Polen		Tschechoslowakel	
1. e2 — e4	c7 — c5	2. Sd1 — f3	e7 — e6
3. d2 — d4	c5 X d4	4. Sf3 X d4	Sg8 — f6
5. Sb1 — c3	d7 — d6	6. Lf1 — e2	a7 — a6
7. Le1 — e3	Dd8 — c7	8. f2 — f3	Sb8 — c6
9. Sd4 — b3	b7 — b6	10. Dd1 — d2	Lf8 — e7
11. 0 — 0 — 0?	Lc8 — b7	12. z2 — z4	0 — 0
13. z4 — z5	Sf6 — d7	14. Th1 — z1	Tf8 — d8
15. Dd2 — e1	Ta8 — c8	16. z3 — z4	b7 — b6
17. Sc3 — b1	Sc8 — a8!	18. Sd3 — a1	Dc7 X c2+!

mit nachfolgendem Matt. Diese Partie wurde mit dem ersten Schönheitspreis ausgezeichnet.